

steht. Aber sie können nicht überall hin, ihre Mittel sind beschränkt und schwere Hindernisse stehen ihnen im Wege.

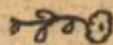
Der Pfarrer ist musikalisch. Er handhabt Klavier und Harmonium. Und da zu einem Trio noch zwei weitere Musikanten gehören, so fanden sich diese bald ein: Das war der Lehrer und der Oberförster. Der Lehrer spielte ziemlich fertig Violine und der Oberförster Flöte und Bratsche, wie man's brauchte. Auch das Waldhorn beherrschte er. Doch machte er davon in der Wohnung daheim keinen Gebrauch, weil es doch zu laut war. Für Dienstagabend ist also, seitdem die drei ihre musikalischen Fertigkeiten einander bekannt gemacht haben, musikalische Abendunterhaltung im Pfarrhause festgesetzt. Zwischen acht und halbneun Uhr finden sich die zwei im Pfarrhause ein. Der Oberförster ist der Älteste. Er und seine Frau und die Tochter sind starke Stützen der katholischen Gemeinde. Da ihnen weitere Kinder versagt sind, so hat die Frau Oberförster reichlich Zeit und Gelegenheit, im Sinne des Elisabethenvereins und der inneren Mission dem Pfarrer an die Hand zu gehen. Der Lehrer ist der Jüngste. Aber die drei harmonieren doch gut und finden sich aufgrund ihres gemeinsamen Bekenntnisses, das sie hier gegen mannigfache Angriffe zu verteidigen haben, ganz schön zusammen. Diese wöchentliche musikalische Abendunterhaltung ist so ziemlich der einzige Kunstgenuss, den sich die drei erlauben können. Heute zeigt der Pfarrer seinen Freunden etwas Neues: das Weihnachts-Oratorium von Heinrich Fidelis Müller, ein Werkchen, das überall da, wo es in der vom Verfasser gewünschten echt religiösen Form dargeboten wurde, wie ein Gottesdienst gewirkt und die besten Eindrücke hinterlassen hat. Der Pfarrer spielte einmal die ganze Partitur durch und gab die nötigen Erläuterungen. Da waren sie alle Feuer und Flamme und sie beschloßen, für die nächsten Weihnachten das Spiel einzustudieren. Die Erörterungen über die zu verteilenden Rollen, über die lebenden Bilder nahm heute die ganze Zeit in Anspruch und als es 1/11 Uhr schlug, war kein anderes Instrument als das Harmonium des Pfarrers gehört worden. Wahrscheinlich wird es auch den nächsten Dienstagabend so gehen. Denn wenn der Herr Oberförster dabei sein Frau und Tochter den neuen Plan des Pfarrers erwähnt, und der Herr Lehrer dasselbe tut bei seiner Frau, dann tauchen sofort so viele Vorschläge mit der Besetzung der Rollen auf, daß die Erörterung dieser Vorschläge reichlich mehrere Abende in Anspruch nimmt.

Ein neuer Tag der Seelsorge! Der Mittwochnachmittag ist fast überall in der Diaspora dem Religionsunterrichte jener Kinder gewidmet, die diesen Unterricht innerhalb des Lehrplanmäßigen Schulbetriebs nicht empfangen können. Es handelt sich hier meistens um kleine katholische Kinderheiten in protestantischen Schulen. Der schulfreie Mittwochnachmittag ist der einzige in Betracht kommende Tag, wo diese Kinder zu erreichen sind. Entweder läßt man sie an den Pfarrort kommen, oder der Pfarrer oder Lehrer geht oder fährt zu ihnen. Wie schon früher angedeutet, sind diese Ueberstunden außerhalb des planmäßigen Unterrichtes weder bei den Kindern noch bei den Eltern beliebt. Bei den Kindern nicht, weil ihnen der freie Nachmittag genommen wird, bei den Eltern nicht, weil sie den freien Nachmittag ebenfalls für sich haben und ihre Kinder dementsprechend beschäftigen wollen. Und es bedarf oft energischer Maßnahmen des Geistlichen, Ordnung und Stetigkeit aufrecht zu erhalten. Sind die Kinder gezwungen, mit der Bahn ein Stück zu fahren, dann sieht sich der Pfarrer manchmal veranlaßt, den Kindern das Fahrgeld zu bezahlen. Der Bonifatiusverein hat in seinem jährlichen Nachweis immer mehrere Posten zurückvergütetes Fahrgeld, wie auch derselbe Verein für viele Diasporastationen dem Pfarrer und Lehrer die Ausgaben ersetzen und eine Vergütung für den Unterricht bezahlen.

Heute hält der Pfarrer den Unterricht daheim im Pfarrhause. Den nächsten Mittwoch muß er draußen sein, während der Lehrer alle Mittwoch hinaus muß. Die heute im Pfarrhause zusammenkommen, sind keine regelmäßigen Schüler der hiesigen Volksschule, denn die hat er

ja in der Schule, sondern solche, die aus den verschiedensten Gründen des Einzelunterrichtes und der Nachhilfe bedürftig sind. Einige aus ihnen sind Polen und können noch nicht soviel Deutsch, um in der Schule folgen zu können. Andere sind erst seit kurzer Zeit in hiesiger Gegend und haben überhaupt noch keinen Religionsunterricht erhalten, auch noch kein Sakrament empfangen, obschon sie bald aus der Schule kommen. Wieder andere wohnen weit draußen im Lande und so entlegen, daß sie dem Religionsunterrichte des Pfarrers und Lehrers nicht zugeführt werden konnten. So kommen sie denn alle vierzehn Tage hierher. Was für eine Rücksicht und Geduld wird da nicht verlangt! Der Pfarrer muß in diesen Stunden ganz von vorn anfangen. Wie eine Mutter zu ihrem kleinen Kinde auf dem Schoße von Gott und den heiligen Engeln und der lieben Gottesmutter spricht, so redet der Pfarrer zu diesen Diasporakindern. Und dann geht er mit ihnen hinüber in die Kirche, zeigt ihnen und macht ihnen vor die Haltung des Katholiken in der Kirche, denn die meisten von ihnen kommen keine zehnmal das Jahr in die Kirche. Er führt sie an die Kommunionbank, an den Beichtstuhl, an den Altar und zeigt ihnen die Wohnung des Allerhöchsten, die Sonne des ganzen katholischen Gottesdienstes, Jesum im allerheiligsten Sakrament. Er nimmt sie mit in die Sakristei und erklärt ihnen die priesterlichen Gewänder und die verschiedenen Gerätschaften für den Gottesdienst. Und ein Amen steigt in ihren Seelen auf, ein leises Begreifen von etwas Hohem, Göttlichem, das in unserer Religion verborgen liegt, und daß es ein Glück und eine Freude sei, katholisch zu sein und katholisch zu leben. Und dann gehen sie wieder ins Pfarrhaus zurück. Die zwei Stunden sind schon abgelaufen, und es wird Zeit, daß die einzelnen wieder sich auf den Heimweg machen. Die am weitesten haben, erhalten erst noch eine Tasse Kaffee und ein Brot, oder noch einen Apfel oder sonst eine Erfrischung. Und dann gehen sie, und ihr Pfarrer schickt ihnen ein Gebet nach, und läßt ihren Schutzengel ein, ihre Seelen in heilige Hut zu nehmen, daß das Samenkorn, das er heute in ihre Herzen gesenkt, aufstehe und ungefährdet von Unkraut und glühender Sonnenhitze zur reichen Frucht sich entsalte.

Das ist des Pfarrers Werktag in der Diaspora!
Bpe.



Die hl. Katharina von Alexandrien geschnüdt mit dreifacher Krone

(25. November.)

„Ich werde auch Rede und Weisheit geben, welcher alle eure Gegner nicht werden widerstehen können.“ (Luc. 21, 15.)

Verschieden sind die Gaben des Himmels unter die Menschen verteilt. Auch bei den Heiligen ist das Gnadenmaß ein recht unterschiedliches: Schlicht und einsäufig wandern die einen dahin. Sie haben weder das Bedürfnis noch die Fähigkeit, den innern Zusammenhang ihres Glaubens zu ergreifen. In stiller Verborgenheit, aber in treuer Pflichterfüllung und in aufrichtiger Gottes- und Nächstenliebe streben sie ihrem ewigen Ziele entgegen. Andere hingegen ist hohe Weisheit verliehen. Sie vermögen ihren Glauben überzeugend zu begründen, dringen tiefer ein in die religiösen Wahrheiten und decken mit zwingender Denkfähigkeit die Falschheit anderer Religionsysteme auf. Ihr ganzes religiöses Leben ist gegründet und wird getragen von ihrer religiösen Ueberzeugung, und in dieser findet die Gnade eine mächtige Stütze, einen überaus fruchtbaren Boden, um die herrlichsten Früchte der Heiligkeit daraus hervorwachsen zu lassen. Zu diesen letzteren gehört unstreitig auch die hl. Katharina von Alexandrien.

Unsere Heilige lebte im 4. Jahrhundert. Sie war eine Jungfrau von edler Geburt, großem Reichtum und seltener Schönheit. Dazu kam noch ihre gründliche Bildung sowohl in der heidnischen Weltweisheit wie in der christlichen Wissenschaft.

Kaiser Maximin II. war ein fanatischer Verehrer für seine Götter. Tempel entstanden, nicht nur in den Städten, sondern auch in unbedeutenden Flecken und Dörfern. Er vermehrte das Heer der Priester und umkleidete dieselben mit Macht und Ehre. Derolde durchzogen die Straßen und riefen Männer, Frauen und Kinder in die Tempel, wo sie unter namentlichem Ausruf nach eigens angefertigten Pfaffen mit ihren Opfergaben zu den Altären gehen mußten.

Auch in Alexandrien veranstaltete er im Jahre 307 ein großes Götterfest. Das Blut der Opfertiere floss in Strömen. Die in Fett gewidmeten Opferstücke schmorkten an den Feuern. Weihrauchwolken stiegen von den Altären empor. Die Gesänge der Priester und die Gebete des Volkes durchdrangen die weiten Tempelhallen. Während dieser glänzenden Opferhandlung, da Kaiser, Priester und Volk sich berauschten an ihrem hohen Götzenglauben, erscheint plötzlich Katharina mit ihrer Dienerschaft und verlangt, dem Kaiser vorgeführt zu werden.

„Imperator“, so läßt die Legende sie sprechen, „Du müßtest doch erkennen, daß Deine Götter und Deine Opfer nur eitel Wahn und Torheit sind, da doch die eigene Vernunft ganz klar bezeugt, daß es nur ein höchstes Wesen geben kann. Da Du aber für dieses natürliche Licht kein Auge hast, so solltest Du wenigstens eueren Weltweisen glauben, die bei ihren Forschungen gefunden, daß die Götter ursprünglich weiter nichts als Menschen waren, Fürsten und Könige, die sich durch Wohlthun und Verdienst die Verehrung ihres Volkes erworben haben, in späterer Zeit aber von der unwissenden Masse des Volkes als höhere, überweltliche Wesen angesehen wurden.“

In den Augen Maximins blühte es wild auf. Doch bezwang er noch seinen Zorn und beschied die Kühne Sprecherin in seinen Palast. Aber auch hier redete Katharina wieder so klar und zwingend gegen den Wahn des Götzendienstes, daß der Kaiser nicht mehr Red' und Antwort wußte. Er berief deshalb die berühmtesten Gelehrten, Philosophen, Männer der Rede und der Wissenschaft, fünfzig an der Zahl; sie sollten in einem öffentlichen Gelehrten mit Katharina die Ehre der Götter verteidigen, die wankenden Fundamente der heidnischen Religion stützen und festigen.

Leicht wähten diese stolzen Weisen den wissenschaftlichen Kampf gegen eine ungeübte und dazu schüchterne Jungfrau. Mit selbstbewußter Sicherheit redeten sie von dem ehrwürdigen Alter und der Majestät der unsterblichen Götter, von der Herrlichkeit ihrer Erscheinungen und ihrem wundervollen Wandel unter den Menschen. Aber Katharina zeigte so schlagend die Nichtigkeit und das Widersinnige des Götterkultus, daß die wortreichen und streitlustigen Gelehrten verlegen verstummten. Sie stützten sich überwinden und überzeugt zugleich, bekannten Christum und empfingen die Feuerprobe auf dem Scheiterhaufen, den ihnen die Wit des Kaisers angedeutet hatte.

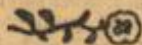
Im Geisteskampf geschlagen, suchte Maximin jetzt durch Schmeichelei das Herz der Jungfrau zu betören. Würdevolle Zurückweisung war der Erfolg. Da ergrimmte der Wüterich. Eine furchtbare Geißelung sollte den Sinn der Jungfrau brechen. Von der Röte der Scham und dem Purpur des Blutes gefärbt, bildete sie schweigend, leise seufzend. Die Kaiserin, die von dem Borgelassenen gehört, empfand tiefe Teilnahme für die heldenmütige Jungfrau. Heimlich in der Nacht begab sie sich mit 200 Soldaten zu der Märtyrin in den Kerker. Auch vor ihr enthüllte Katharina mit warmer Begeisterung die Haltlosigkeit der Vielgötterei und die Folge dieser kurzen Unterredung war die Befehlung der Kaiserin samt den anwesenden Kriegseuten zum wahren Glauben.

Bald nahen für Katharina die letzten furchtbaren Kämpfe: Sie wurde an ein Rad gebunden, das ringsum mit spitzen Messern besetzt war. Als die Denkersnechte das unmenschliche Marterwerkzeug in Bewegung setzen wollten, lösten sich, wie von unsichtbarer Engelshand durchschnitten, die Bande. Die Todesmaschine rollte hinein in die dichten Scharen der Weiden und vernichtete und tötete viele, während Katharina unverfehrt blieb.

Man verurteilte der Kaiser sie zur Enthauptung. Das junge Haupt fiel unter dem scharfen Beil. Wie die Legende erzählt, floß Milch statt des Blutes und Engel trugen ihre sterblichen Ueberreste auf den Berg Sinai.

So steht vor uns diese erhabene und liebenswürdige Heilige, geschmückt mit der Lili der Unschuld, mit dem Vorbeer der Wissenschaft und der Palme des Martyriums.

Mit besonderem Vertrauen schaut zu ihr hinauf der gläubige und fromme Gesehrte, der mit Recht die hl. Katharina als seine besondere Schutzheilige verehrt. P. A. B.



Weggeleit zum Glücke

Von P. A. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Vom Aberglauben VIII.

Ein merkwürdiges Buch, geschrieben von einem der edelsten Menschen, orientierend über die blutigste Epoche des Aberglaubens in christlicher Zeit, ist die „Cautio criminalis“ des Jesuiten Friedrich Spee. Die erste Ausgabe erschien 1613 in Rinteln, die zweite 1632 zu Frankfurt, die dritte 1635 zu Sulzbach, ein deutscher Auszug 1647 in Bremen, eine vollständige deutsche Uebersetzung 1649 in Frankfurt (Weiß, Weltgeschichte).

Inhaltsangabe der „Cautio“: Die Vorstellung vom Teufel beherrscht die Köpfe mehr als der Gedanke an Gott. Verschreibt irgend ein Unglück: Vanger Regen, Mißwachs, Dürre, Viehseuchen, Krankheiten, plötzliche Todesfälle, Feuersbrünste — so heißt es gleich: das haben die Hexen getan! Wird einer reich, auf ganz natürlichem Wege, so steht Hexerei dahinter; ist einer sehr fromm, betet er eifrig den Rosenkranz, geht er fleißig in die Kirche, gleich heißt es: Der Teufel läßt ihm keine Ruhe. Bald entsteht ein Geschrei, die Obrigkeit müsse einschreiten — und das Geschrei findet nach und nach Gehör. Wer am ehesten und am lautesten jemand verdächtigt, ist am besten; wer dagegen spricht, ist verdächtig. Ein landesherrlicher Befehl erscheint an die Richter und Räte, gegen die Hexen das Verfahren einzuleiten. Bögern sie aus Gewissenhaftigkeit, so machen sie sich ebenfalls verdächtig. In der Regel ist ihnen aber ein solcher Befehl erwünscht, denn sie bekommen für jede Hexe, die sie zum Feuertode verurteilen, eine bedeutende Anzahl Taler. Spee klagt über den Leichtsinne der Fürsten, die so leicht dem Geschrei nachgeben; die sich mehr bekümmern um Landwirthschaft, Falkenbeize und Hirschjagd, als um genaue Untersuchungen; die nicht bedenken, daß sie einst wegen leichtfertigen Vergießens so vielen Menschenblutes vor dem Gerichte Gottes sich werden verantworten müssen. Endlich kommt der Richter. Je heftiger und ungestümer er ist, desto mehr wird sein Eifer für die Gerechtigkeit gelobt. Er läßt das erste beste Frauenzimmer, gegen welches aus Dummheit oder Bosheit sich irgend ein Gerede erhob, meist eine reiche Witwe, aufgreifen; führt sie einen unehrenhaften Lebenswandel, so heißt es, eine Schlechtigkeit stehe mit der andern in Verbindung; war ihr Leben unbescholten, so heißt es, diese fromme Lebensweise habe sie deshalb geführt, um den Verkehr mit dem Teufel zu verbergen; zeigt sie Furcht, so ist dies ein Beweis ihrer Schuld; zeigt sie sich furchtlos, so vertraut sie auf die Hilfe des Teufels; leugnet sie, so ist das der beste Beweis, denn die Hexen lügen immer. Sie wird auf die Folter gelegt, um sie zum Gesehen zu zwingen. Einen Verteidiger erhält sie nicht. Es würde auch niemand wagen, sie zu verteidigen, weil er in den Verdacht der Zauberei gerieth. Sie wird geschworen, ob sie keine Teufelsmale an sich habe. Sie wird untersucht, ob sie keine Mittel gegen den Schmerz bei sich trage. Widerlegt sie alle Anklagen, so ist das ein Beweis der Hexerei; denn die Hexen sind berecht. Bekannt sie auf die erste Anwendung der Folter hin sich als schuldig, so wird sie verbrannt; bekennet sie nicht, so wird zu einem stärkeren Grad der Qualung geschritten. Kollt sie während der Qual die Augen, so heißt es, sie sucht ihren Ruhm, den Teufel; röhret sie ihren Blick fest auf einen Ort hin, so heißt es, sie erkennt

ihn; überwindet sie den Schmerz, so ist dies ein Beweis für Teufelskräfte; stirbt sie während der Qual, so heißt es, der Teufel hat ihr den Hals umgedreht.

Es gab Denker, welche die höchsten Qualen anzuwenden verstanden, ohne das Leben zu vernichten. Macht sie im höchsten Wahnsinne des Schmerzes ein Geständnis, so fragt man schnell nach den Namen der Personen, die mit ihr am teuflischen Gelage teilgenommen. Sofort werden diese eingezogen und ähnlich behandelt. So kam es, daß an vielen Orten das Feuer auf der Hinrichtungsstätte nie völlig erlosch. Oft nannten die Gefolterten ihre eigenen Richter, gegen die dann dasselbe Verfahren eingeleitet wurde. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand war sicher. Es gab Weibliche, die es unterließen, täglich die hl. Messe zu lesen, nur damit das Volk sie nicht als Hexenmeister ausreite. Kinder mit sieben Jahren wurden ebenso leichtfertig auf den Scheiterhaufen gebracht als Greise, die an der Schwelle des Todes standen. Ganze Dörfer, ganze Landschaften starben aus. Auch diejenigen, welche zuerst zur Untersuchung getrieben hatten, wurden zuletzt von der Bewegung ergriffen und endeten auf dem Scheiterhaufen.

Spee meint, es wäre das beste, gleich zu gehen. So entrinne man den Qualen und finde einen schnellen Tod. Mit aller Entschiedenheit sagt Spee, man solle den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten nehmen: wenn man ihn wiederholt auf die Folter lege, werde er endlich alles gestehen, was man wolle. — Freilich sagt das Volk: „Sind sie unschuldig, so wird die Flamme sie nicht verzehren; denn Gott schützt die Seinen, wie er die drei Jünglinge im Feuerofen nicht hat verbrennen lassen.“

Wir danken Gott, daß wir in einer solchen Zeit nicht leben.

Ursachen der Hexenepidemie: Ja, da gibt es verschiedene. Eine Ursache war der eigentümliche religiöse Zustand des Volkes. Einerseits ein tiefer, unwüchsiger Glaube und andererseits Einseitigkeit und Unwissenheit. Je weniger an Gott gedacht wurde, desto mehr wurde vom Teufel gesprochen. Der protestantische Prediger Schwager bezeugt, daß noch zu seiner Zeit mehr vom Teufel als von Christus gepredigt wurde. — Eine Ursache war der physische Zustand des Volkes. Strohend vor Gesundheit, überschäumend vor Kraft, fand es in seiner Entartung Wohlgefallen an den Hexenqualen, wie die Römer an den Gladiatorenkämpfen und die Spanier an den Stiergehehen.

Eine Ursache war das weltliche Gerichtsweisen: Die Richter waren nicht selten habgierig und unwissend. Zum Erzwingen des Geständnisses durfte die Folter angewandt werden. Ohne die Folter wäre das Hexenwesen gänzlich möglicherweise gewesen. Eine Ursache war die sittliche Schlechtigkeit: Die Zeitgenossen erklärten die Gotteslästerungen für „eine die Lust teuflisch verpestende Seuche“. Man ging Wetten ein, wer unter Anrufung des Teufels die höchsten Schwüre und Gotteslästerungen ausstößen könnte. Es fehlte nicht an greulicher Unzucht, an nächtlichen Orgien, an Mord und Todschlag, ja nicht einmal an wirklichen Giftmischern und Giftmischerinnen, so daß die sogenannten Hexen sehr oft keineswegs unschuldige Personen waren.

Eine Ursache war ferner die Unvollkommenheit des naturwissenschaftlichen Unterrichtes: Die Medizin glaubte fast nur an Zauberkraftigkeiten. In Wirklichkeit hat man es bei den Hexenprozessen oft mit Geisteskranken zu tun, die selber fest überzeugt waren von ihrem Umgange mit dem Teufel usw. — Ein Prediger hörte von einer Frau, die behauptete, sie fahre nachts durch die Luft. Er geht zu ihr und macht ihr Vorstellungen. Sie verspricht, ihm rufen lassen zu wollen, wenn sie wieder fahre. In der folgenden Nacht wird er gerufen. Die Frau stellt einen Sacktrug auf eine Bank. Unter Saltungen und Zaubersprüchen legt sie sich in den Trug, schläft ein. Im Schlafe glaubt sie durch die Luft zu fahren, sieht und strampelt mit Händen und Füßen, daß sie mit dem Sacktrug von der Bank herunterfällt und sich ein Loch in den Kopf schlägt.

Der Geburtstag

Von P. Honorius

Nachdruck verboten.

Unser Geburtstag ist ein Wundertag, jedes neugeborene Kind ist ein Wunder Gottes. In ihm treffen wir die schaffende Allmacht, Weisheit und Güte Gottes auf frischer Tat. Durch Gottes Gnade und Ordnung ist die Geburt der Kinder allerdings etwas Gewöhnliches geworden. Ach, man verliert über die Geburt manches armen Wärmleins kaum ein Wort; anstatt des Lobens und Preisens begleiten oft Seufzer die ersten Laute, mit denen es das Leben anspricht. Wenn aber in je hundert Jahren etwa nur ein Kind geboren würde, möchte wohl alles hinzulaufen, um die neue Tat göttlicher Majestät zu sehen und anzustarren. Ja, es ist eine wunderbare Tat! Gott schafft eine neue Seele und einen neuen Leib, einen neuen Menschen. Er schafft ihn aus reiner Liebe. Dieser Mensch hat ihm nichts zuvor getan oder gegeben; er war ja bisher noch nicht da. Im Gegenteil weiß Gott, daß er ihm viel zuwider tun und seine heiligen Gebote tausendfältig übertreten wird. Aber er schafft ihn auf Hoffnung, daß er sein Kind und als solches seiner Seligkeit teilhaftig werden soll. Gott schafft ihn aus Menschen und durch Menschen, damit Menschen auf Erden Kinder, und die Kinder auf Erden Väter und Mütter haben sollen. Es soll hier Liebe gegeben und genommen werden.

O welche eine Herrlichkeit Gottes offenbart sich in der Geburt jedes Kindes! Nur Gottes Macht und Liebe kann solche Wunder tun. In seiner Hand ist es allein, Leben zu geben und zu erhalten. Ja, mein Herr und Gott, du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen, du hast mir Haut und Fleisch angezogen, aus Beinen und Werten hast du mich zusammengefügt, du hast mir Leib und Seele, Augen und Ohren und alle Glieder, Verunft und alle Sinne gegeben, und dein Aufsehen bewahrt meinen Odem.

Drei große Uebergänge hat der Mensch in seinem Leben. Der erste ist der Geburtstag, der zweite ist sein Taufstag, der dritte ist sein Sterbetag. Der erste Uebergang ist sein Geburtstag. Das Kind liegt da, angetan mit einer göttlichen Mitgift, aber auch mit einer menschlichen, mit Sünde und Schuld. Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist? Was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch. Als ein Kind seiner Eltern und Voreltern trägt es deren Erbe in sich verschlossen. Vorzüglich aber werden Vater und Mutter gerade ihre Sünde in dem Kinde wiederfinden. Ja, ihre Sünde! Denn die Sünde pflanzt sich wie das Unkraut von selbst fort, das Weile aber muß durch das Gnadenmittel erst gebauet werden.

So ist denn jedes Kind eine Knospe, aus der alles Hervorblühen kann. Wenn sie mit dem Himmelstau benetzt wird und denselben bis in ihr Herz bringen läßt, dann kann sie eine Blume werden, an der sich Gott und Engel und Menschen freuen und die in Ewigkeit nicht verwelket. Wenn sie sich aber diesem Himmelstau verschließt und ihn nur auf die Oberfläche fallen läßt, dann wird eine Blume daraus, die allerdings in der Welt Glanz und Schöne haben kann, in der aber ein Geruch des Todes zum Tode wohnet, die verwelken wird und deren Stätte man nicht mehr kennt.

Schwächer als ein Menschenkind wird kein Wesen geboren. Viele überleben die Geburt nicht. Hilfloser als ein Mensch kommt kein Wesen auf die Welt. Wenige Stunden nach seiner Geburt sucht sich das Süßchen schon sein bißchen Futter, und das Fischchen nimmt, sobald es aus dem Ei geschlüpft ist, den Raupf mit den Meereswellen auf. Aber ein Menschenkind, das eben das Licht der Welt erblickt hat, ist ganz hilflos, ganz unbescholten, und mehr als irgend ein anderes Wesen fremder Hilfe und Pflege bedürftig. In dieser angeborenen Schwachheit und Hilflosigkeit sind alle Menschen einander gleich. Ob sie hernach Wohlgeborenen, oder Hochwohlgeborenen, oder Hochgeborenen, oder Durchlauchtig heißen, so sind sie doch nackt und bloß zur Welt gekommen, so haben sie doch nichts mit in die Welt gebracht, als Schwachheit und Tränen. Hinter dieser Geburt liegt für jeden

natürlichen Menschen ein ungewisses Leben. Kein Vater kann seinem Kinde eine Bürgschaft für sein Wohlergehen, nicht einmal für sein äußeres Wohlergehen, geben. Er kann weder die Krone, noch die irdischen Schätze an dem Kinde festbinden; er kann ihm noch weniger die Versicherung für sein ganzes Leben versichern. Auch kann kein Vater mit Erfolg zu seinem Kinde sprechen: Friede sei mit dir. In das Meer kann der Mensch Wauern senken; in das Menschenherz kann kein Mensch einen Eckstein legen.

Mein lieber Christ, dürfen wir uns da unserer Geburt freuen, und dürfen wir unseren Geburtstag feiern? Wäre David trauerte und weinte, so lange sein von der Bethabe geborener Sohn lebt. Hieb verfluchte seinen Geburtstag. Ueberwältigt von Elend und Schmerzen spricht er: „Der Tag müsse verloren sein, darin ich geboren war, und die Nacht, da man sprach: Es ist ein Männlein empfangen.“ (Joh. 3, 3.) Der Prophet Jeremias spricht im Hinblick auf sein lautes Amt und sein Martirerleben im Volke Israel: „Versucht sei der Tag, darin ich geboren ward. Versucht sei der, so meinen ich geboren ward. Versucht sei der, so meinen ich geboren ward. Versucht sei der, so meinen ich geboren ward.“ (Jer. 20, 14.) Viele Männer haben dem Hieb und Jeremias nachgesucht. Auch ein deutscher Kaiser, Konrad IV., hat vor seinem Sterben seinen Geburtstag verflucht. Laten diese Männer recht in ihrem wilden, verzweiflungsvollen Schmerz? Rimmermehr. Auch jeder Selbe darf sich seines Geburtstages freuen. Auch Pharao, der heidnische König von Aegypten, hat ein Recht, seinen Geburtstag zu feiern. Der alte Cäsar tritt sein 88. Jahr an mit Freude über seine Geburt, über Gottes Segen in dem zurückgelegten Leben und über die ungebrochene Kraft, mit welcher er in den Rest des Jahrhunderts hineinschaut. (Joh. 14, 10 und 11.) Wie kann er das? Und wie können wir, da die Erde doch wahrhaftig ein Jammerthal ist, unseres Geburtstages uns freuen? Wir können es, weil Gott in dem Jammerthal Brunnen gegraben, weil er neben die Tränen des Geburtstages seinen Trost gestellt hat.

Er hat es getan, der treue Gott, er hat uns Leben und Wohlthat gegeben. Er ist aber kein kalter und fahler Herr, der seine Lust hätte an unserem Ach und Weh. Er hat uns nicht geschaffen, damit wir hier im Elend wandeln

und endlich aus diesem Elend in das ewige Elend fahren sollen. Wenn keine Möglichkeit des Heils für uns da wäre, hätte er uns sicher nicht geschaffen. In den wilden Stamm des natürlichen Baumes will er das neue Reis des himmlischen Lebens einpflanzen. Das arme sinnliche und vergängliche Leben soll ein Gefäß werden für das heilige, seltsame, ewige Leben. Wir sind doch noch göttlichen Geschlechts, wenn auch weit von dem Vater weg verirrt.

Auch um der Kinder willen ist Christus ein Kindlein geworden. Da Gott seinen eingeborenen Sohn in den Kindesstand gegeben hat, bezeugt er damit, daß er sich aller Kinder annehmlich will. Er will ihnen das Heil so nahe bringen, daß es nicht seine Schuld ist, wenn sie verloren gehen, sondern ihre eigene Schuld. Er will sie sehen an den Tisch der Gnade. Wenn sie aber nicht essen und selig und stark werden, so hat er sie nicht verdammt, sondern sie ihm. Er will um sie werden wie der Bräutigam um die Braut. Wenn sie aber ihn nicht dazu geben oder dasselbe nicht halten, so ist es ihre Schuld. Er hat nicht eifliche zur Seligkeit und eifliche zur Verdammnis geschaffen. Wenn dennoch ihrer eifliche verloren gehen, ist es wiederum ihre Schuld.

Unsere Kinder sind mit ihrer Geburt in die Arme des barmherzigen Gottes gelegt. Wenn auch ein königlicher Prinz in eine goldene Wiege gelegt wird, so ist die Barmherzigkeit Gottes doch die beste Wiege. Versäumt es eine Mutter nicht, ihr Kind mit Milch zu stillen, so versäumt es der beste Vater über alles, was Kinder heißt, noch viel weniger, sein Kind mit der Milch des Evangeliums, mit dem Heil in seinem Worte zu tränken und zu speisen.

So danke du dem Herrn für deinen Geburtstag. Du bist geboren, damit du in Christo wiedergeboren werden könntest. Du müßtest ein Menschenkind werden, damit du in die Kinderschaft Gottes eingehen könntest. Der Herr hat dich in den Vorhof gestellt, damit du durch das Heilige in das Allerheiligste eingehst. Hebe an mit dem alten Kirchengebete: „Ich danke dir, mein lieber himmlischer Vater, daß du mich zu einem vernünftigen Menschen geschaffen hast.“ Führe fort: „Mein Leben soll dein Preis sein. Erhalte mich nur im Glauben fest an dir, bis ich dir in dem ewigen Leben mit allen Seligen danke für meine Geburt und Wiedergeburt.“

Die stille Mühle

Eine Hochlandsgeschichte von Felix Rabor.

(Nachtr. verl.)

Am Eingang des schmalen Alpentalles, das sich plötzlich vor ihm öffnete, blieb der schlanke Hochtourist im grauen, staubigen Boden stehen und tief in heller Begeisterung: „Wie schön! ... Wie stille und friedvoll! ... Hier will ich rasten! ... Hier will ich gesunden!“

Erstöpft sank er auf einen Felsblock, der am Wege lag, und wuschte sich den Schweiß von dem blauen abgezeichneten Gesicht und der hohen, weichen Stirne, auf die der Tod bereits sein Siegel gedrückt zu haben schien.

„Ich kann auch nicht mehr weiter“, sagte er sein Selbstgespräch fort. „Ich bin am Ende meiner Kraft. Seit vier Wochen habe ich nun schon durch das Gebirge und hoffe auf Besserung meines Leidens; aber nicht besser, sondern schlimmer ist's mit jedem Tag geworden. Das Blut hämmert mir in den Schläfen, daß ich fürchte, der Kopf zerplatze mir, und meine Knochen zuden, als ob ich gequält worden wäre. Und jetzt muß ich wieder Blut spucken — ist das der Tod, der mich auf offener Straße überfällt wie ein Räuber?“

Wie ein qualvolles Schluchzen kam es aus seiner Brust: Sterben — und noch so jung? ... Wo die Welt so schön ist!

Seine müden Augen sahen das grüne Tal im Sonnenschein, der über Bäumen und Wiesen, über den Häusern und Gehöften zitterte, die sich wie zierliches Spielzeug auf dem Samt der Wiesen ausbreiteten; über den Höhen stand ernst und dunkel der Wald und ein grüner Kranz von Bergen umschloß das stille Tal.

Alle aber überragte ein mächtiger Felsriegel, der wie ein Riese zum Himmel wuchs. Sein Gipfel glühte wie Erz im Feuer, wie eine loderbende Fackel strahlte er empor, wie ein flammendes Schwert.

„Hier ist das Paradies — und dort der Engel mit dem feurigen Schwerte, der es bewacht“, sprach der einsame Wanderer. „Soll ich wirklich dieses Paradies nicht betreten dürfen?“

Er wollte sich erheben, aber die Kräfte versagten und er mußte sich an den Felsblock klammern, um nicht umzukippen. Ein Schluch aus einer kleinen Felslücke häßte ihn soweit, daß er wenigstens ruhig liegen und rasten konnte.

„Der Doktor scheint recht zu haben“, sagte er.

„Ich habe in den zwei letzten Jahren der Arbeit zuviel auf meine Schultern genommen und bin zusehends ruiniert; an meiner Gesundheit ... denn ich bin ein Todeskrankheit ... und an meinem Vermögen, das durch unglückliche Terrainverhältnisse zum größten Teile verloren ist! ... Und ich will doch nicht sterben ... will leben, arbeiten, wirken! ... Wenn der Doktor doch nicht recht hätte, wenn ich gerettet werden könnte!“

Dieser Gedanke trieb ihn das Blut zum Herzen. Leben — leben möchte ich und gesund werden!

Drüben in den Bergen sagte mir einer: ich solle zurückfahren zur Natur, die würde mich heilen, nachdem die Großstadt und meine tolle Knechtschulter meine Kräfte zertrüben haben. War dieser Mann nun ein Pöbeler oder ein weiser Lebenskünstler? Gut — ich will ihm glauben, will hoffen

... So schlimm wird es ja nicht sein, daß alles verloren ist! ... Auch meine Vermögensverhältnisse sind nicht so trostlos, daß ich zu verzweifeln brauche. Es bleibt mir immer noch das große Zinshaus in München, das so viel Miete abwirft, daß ich bei einiger Einschränkung zur Not leben kann ...

Nachdem er soweit in seiner Lebensabrechnung gekommen war, brütete er vor sich hin, als ob er einen Weg suche, der ins schöne Leben hineinführte.

Dann schüttelte er heftig den Kopf. „Wie seltsam sind doch die Menschen!“ sagte er. „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“

Er zog einen Brief aus der Tasche, dessen Umschlag seine Adresse in blauer Schrift trug: „Herrn Dr. Max Allmers, dipl. Ing.“

Langsam öffnete er das Blatt, starrte auf die zierlichen Buchstaben und las:

„Dein letzter Brief hat mich zur Erkenntnis gebracht, daß wir nicht für einander passen. Unsere Naturen sind zu verschieden, daß aus einer Verbindung nur Konflikte entstehen würden. Auch macht mich Deine Krankheit besorgt; niemand kann verlangen, daß ich mein junges Leben an einen Todkranken binde. Auch ist es fraglich, ob Du mit dem Rest Deines Vermögens imstande wärest, die Ansprüche zu erfüllen, die ich an das Leben stelle.“

Nach allen diesen Erwägungen komme ich zu dem Entschlusse, daß es das Beste ist, wenn wir uns für immer Lebewohl sagen. Mit Gruß: Centa Kormatz.“

Max Allmers lachte bitter. „Sie gibt mir den Laufpaß, die schöne Centa, nachdem ich Weiblichkeit und Vermögen eingebüßt habe. Und dieses herzlose Geschöpf nannte ich einst meine Braut, überhäufte sie mit Geschenken! Bist! über so viel Deutlichkeit und Verstellung! ... Nein, ich wein' ihr keine Träne nach, der Falschen — ich möchte erst recht leben, ihr zum Trotz ... Hier in dieser herrlichen Natur möchte ich bleiben und gesunden.“

Sein Blick überschlug das wunderschöne Flecken Gotteserde, das da sanft eingebettet und süß wie ein Eden zwischen den königlichen Bergen lag.

„Ist das dort nicht eine Mühle? Wahrhaftig — eine Mühle! Wie reizend sie am Bach liegt — eine köstliche Idylle! Aber was ist das? — Das Mühlrad steht still — am heiligsten Tag? Et, so was?“

„Eine Glocke klang ... dann noch eine ...“

„Ach Verhängnis! Welchgestirnte Kinder auf grüner Weide! Dabei ein Stierhub in Gomb und Lederhose — längelang im Gras — die Hände unterm Kopf, so läßt er sich die Sonne ins braune Gesicht scheinen, der Glückliche! Den will ich fragen, ob ein kranker, müder Mann hier rasten kann — ob da ein gastlich Haus zu finden ist.“

Er erhob sich; aber da zitterten ihm schon wieder die Knie und in seinem Kopfe begann es zu summen, als wäre er eine Glocke, an die ein Hammer schlägt.

Mit beiden Händen griff er sich an die Stirne: „Was bedeutet das?“ — Das Mühlrad bewegt sich, dreht sich in jagender Eile, daß die Schaulen davonfliegen. — Die Mühle tanzt mit — die Berge stürzen ein — die ganze Welt bricht über mir zusammen. Mein Gott! ...

Da brach er lautlos zusammen, sank erst in die Knie, — und dann langgestreckt in das grüne Gras —

Der Stierhub war mit einem Satz auf den Beinen: „Maria und Joseph — da liegt einer, lang wie 'n Wiesbaum! Hingestreckt hat's ihn wie der Blix — so ein Endstrumm Mensch! ... Hans! ... Ever! ... um Christi willen — so kommt's! Helft's mir den mordslangen Menschen aufheben!“

Ein alter Knecht, die weiße Schürze umgebunden, die staubige Mähe auf dem grauen Kopfe, die Pfeife im Mund, kam über die Wiese. „Was schreist du, Rast, als wenn d' am Messer taist heden?“

„Wenn doch einer da hing'schlagen ist ...“

„Läß ihn liegen! Wird wohl eh zu viel geladen haben ... da ist der Wagen umgekippt.“

„Na, Hans! — bei dem net!“

(Fortsetzung folgt.)